* Wiesbadener Volksbücher Nr. 29. *

Johannissegen; Silberdistel.

Von
Ernst Muellenbach.

Zweite Auflage. 16. bis 35. Tausend.



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1904.

Preis 15 Pfennig.



Wiesbadener Volksbücher Nr. 29.

Johannissegen. * * Die Silberdistel.

Von

Ernst Muellenbach.

Zweite Auflage. 16. bis 35. Tausend.



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1904.



Wiesbadener Volksbücher Nr. 29.

Johannissegen. * * * * Die Silberdistel.

Von

Ernst Muellenbach.

Zweite Auflage. 16. bis 35. Tausend.



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1904.

Abgedruckt mit Erlaubnis der Frau Dr. Ute Muellenbach und des Verlegers aus „Altrheinische Geschichten" und „Franz Friedrich Ferdinand und Anderes." Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn a. N.

Ernst Muellenbach.

Eine sonnig heitere, harmonisch in sich gefestigte Natur, ein liebenswerter, Glück spendender Mensch, der auch ganz die Kunst besaß, das Glück zu genießen, so lebt Ernst Muellenbach im Andenken derer fort, die ihn persönlich kannten. Aber auch wer mit ihm nur ganz flüchtig in Berührung kam, mußte ihn liebgewinnen. „Er war ein lieber, warmherziger, feinfühliger, geistvoller Mensch", so zeichnet ihn einer unserer besten Autoren in einem Privatbriefe. „Ich war mit ihm nach wenig Stunden des Beisammenseins Freund im vollsten Sinne. Er war treu wie Gold. Vielleicht das Schönste, was er geschrieben hat, sind seine Briefe, sprühend von Humor und Herzensanteil." In der Tat, auch aus den Briefen mit der feinen und charakteristischen Handschrift spricht eine schöne, eine gewinnende Persönlichkeit zu uns. Und nicht minder aus seinen Büchern. Das höchste Ziel für ein Erzeugnis der epischen Dichtkunst ist ja erreicht, wenigstens in Bezug auf die Technik, wenn der Verfasser hinter dem Werke verschwindet. Aber mag diese Auffassung in der Theorie noch so berechtigt sein, in der Wirklichkeit wollen wir fast immer in eine Art von persönlichem Verhältnis zu dem Menschen kommen, dessen Bücher wir liebgewonnen haben. — In dem Bändchen „Gedichte", die Ernst Muellenbach 1894 unter dem Namen Ernst Lenbach veröffentlichte, läßt uns der Dichter seine ganze Persönlichkeit erkennen. Das reife, volle Glück eines gesegneten Familienlebens, einer idealen Gemeinschaft des Denkens und Fühlens mit der geliebten Frau findet darin beredten und hin-

reißen Ausdruck. Das Widmungsgedicht „Meiner lieben Ute“ feiert die vielen guten Geister

„heimlich und klein
Die huschen mir zwischen die Zeilen hinein“

und schließt mit den Worten:

„Unreif manch Körnlein und manches taub,
Und manches wird verdorren im Staub.
Und keimt auch eines und blüht übers Jahr,
Fragt keiner viel, wer der Sämann war.
Doch zwischen den Zeilen bleibt zu lesen,
Daß es ein glücklicher Mann gewesen.“

In den Erzählungen und Romanen Muellenbachs erscheint er uns als der berufene Verkünder der Schönheiten seiner rheinischen Heimat. Dort hat er überall festen Boden unter den Füßen. Man sieht und fühlt, daß er die Gegend, die er schildert, ihre Sitten und Gebräuche, und auch ihre Menschen kennt und liebt, daß er sich mit tiefem Verständnis und ihre Vergangenheit hineinzuleben und diese mit schöpferischer Kraft neu zu gestalten weiß. — Wenn ihm auch manches Genrebild, manche größere Darstellung aus dem modernen Leben wohl gelungen ist, so ruft doch sein Name bei dem Leser vor allem die Erinnerung an die trefflichen historischen Zeitgemälde und die feinen kulturgeschichtlichen Novellen hervor, in denen sich seine Wesensart am stärksten äußert. Der historische Roman und die historische Novelle waren geraume Zeit in Mißkredit gekommen, weil frühere Autoren auf diesem Gebiete sich mit mehr Behagen als Geschick damit vergnügten, irgend einen großen historischen Namen zum Träger der von ihnen ersonnenen Handlung zu machen, dabei aber sich wenig um die Echtheit und Treue der Umgebung, der Zeit, des Milieus kümmerten. Bei Muellenbach haben wir immer den Eindruck, daß die Grundlagen getreu wiedergegeben sind, mag er uns ins Mittelalter führen oder Stoffe aus neuerer Zeit behandeln, wie etwa in seinem Roman

„Schutzengel". Über diesen äußerte er sich einmal in einem Briefe: „Als tatsächlich oder echt, soweit eben das Können des Nachlebenden in diesen Dingen reicht, glaube ich die Darstellung des Milieus, der kölnischen Verhältnisse, Zustände, Stimmungen u. s. w. gegen Ausgang der neunzehnjährigen französischen Herrschaft am Rhein aussprechen zu dürfen, bis ins Einzelne z. B. bis in die Sprachenmischung von Kölsch, Kölsch mit Streifen, französisch und hochdeutsch, letzteres bei den Zugezogenen und einzelnen seiner Gebildeten. Gerade dieser sprachliche Wirrwarr gehörte meines Erachtens in diesem Zeitbilde unerläßlich zur Echtheit." Im Vergleich mit den berühmten kulturgeschichtlichen Novellen von Riehl haben diejenigen Muellenbachs den Vorzug, daß das historische Gewand eng in die Handlung verwoben ist, daß das rein Menschliche dem Dichter immer die Hauptsache und es ihm nicht auf das historische oder kulturgeschichtliche Problem ankommt, sondern auf das künstlerische. Sein Novellencyklus „Abseits" (erschienen 1896) eröffnete eine ganze Reihe ähnlicher Erzählungen, darunter die wunderhübsche Geschichte aus der Vormärzzeit „Franz Friedrich Ferdinand", ein Prachtstück an Humor und liebenswürdiger Grazie. Der Sammlung, in der diese Novelle enthalten ist, haben wir die kleine Erzählung „Die Silberdistel" entnommen, in der mit leicht satirischem Ton die Abneigung des Verfassers gegen das Gespreizte und Unwahre hervortritt. Aus der Sammlung „Altrheinische Geschichten" bringen wir das entzückende, von Sonnenglanz durchglühte Bildchen „Johannissegen".

Muellenbach hat seine erste Novellensammlung Paul Heyse gewidmet, der dem jüngeren Autor warme Sympathie und Freundschaft entgegenbrachte, obgleich beide einander niemals im Leben begegnet sind. An den älteren Meistern der Erzählerkunst hing Muellenbach mit großer Treue, und manche Vorzüge, die diese auszeichnen, gereichen seinen eigenen Erzählungen zur Zier. Von Gottfried Keller hat er die Welt- und Daseinsfreudigkeit und seine Hinneigung zu erziehlichen Problemen. Auch im Leben war es ihm ein Herzensbedürfnis, erziehlich fördernd auf junge Freunde

und Freundinnen einzuwirken. Von Paul Heyse hat er die warm beseelte Sprache, die künstlerische Form, die allen seinen Geschichten so hohen Reiz gibt, an Wilhelm Raabe erinnern manche seiner kulturgeschichtlichen Erzählungen, und mit diesem von ihm besonders warm verehrten Meister des Humors teilt er manche Feinheiten in der Ökonomie der Darstellung, besonders die Fähigkeit, seine Figuren in kurzen Strichen lebensvoll zu zeichnen und die verhaltene Weise, in der er vielerlei zwischen den Zeilen lesen läßt. Das tritt besonders in einem seiner letzten Bücher: „Aus der Rumpelkiste" hervor. Aus seinem reichen Nachlaß sind noch manche wertvolle Gaben zu erwarten, die seine treue und verständnisvolle Mitarbeiterin, Frau Ute Muellenbach, veröffentlichen wird. Ein von den beiden Gatten verfaßtes Skizzenbändchen „Aus junger Ehe" ist bereits erschienen, zu Weihnachten steht ein Band kulturgeschichtlicher Novellen unter dem Titel „Aphrodite und andere Novellen" bevor. Weiteres wird folgen. So ist es eine stattliche Ernte, die diese so kurze Schriftstellerlaufbahn (1894 bis 1901) gebracht hat. Größer noch als die Erfüllung war vielleicht die Verheißung, da der Dichter unablässig an seiner Vervollkommnung und Vertiefung weiter arbeitete.

Aus der Fülle des Lebensglückes, des rüstigen Schaffens, kaum 39 Jahre alt, ist Ernst Muellenbach im Sommer 1901 von einer tückischen Krankheit dahingerafft worden. Wie viel hätte er seinem Kreise, seinem Volke noch bieten können! Aber es war doch ein inhaltvolles, schönes Menschendasein und „auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich."

Frankfurt a. M., Oktober 1902.

Sigmund Schott.



Johannissegen.

I.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte zu Köln am Rhein ein reicher Kaufherr, welcher einen großen Handel in Bacharacher Wein bis nach London und Bergen hintrieb und auch allerhand andern rechtlichen Spekulationen nicht abhold war. Er hieß Kaspar Hirtz und leitete seinen Stammbaum auf einen Seitenzweig des uralten römisch-kölnischen Rittergeschlechtes der Herren vom Hirtzelyn oder Hirschlein zurück; daher wies auch sein stattliches Haus als Wahrzeichen einen goldenen Hirsch auf und war in der ganzen Stadt danach benannt und bekannt. Seinem Wohlstand und Behagen schien nichts zu fehlen als der Erbe. Zwei Hausfrauen waren ihm kinderlos gestorben, und die dritte, Frau Gertrud, eine zarte, schüchterne Hofmeisterstochter aus der kurkölnischen Residenzstadt Bonn, hatte ihm nur ein goldhaariges Mädchen geschenkt.

Herr Kaspar galt allgemein für einen ruhigen Mann und tat sich auf seine geschäftliche „Überlegung" viel zu gute. Daheim aber war er wie die meisten selbstbewußten Männer gerade dann am wenigsten gefaßt, wenn er etwas Wichtiges bei sich überlegte. Er geriet dann in einen nervösen Zu-

stand, welchen das fünfzehnte Jahrhundert auch schon kannte, wenngleich es nicht so viel wissenschaftliches Gerede davon machte wie das neunzehnte; und besonders jedes ungewöhnliche Geräusch wirkte auf ihn wie die Bremsen aufs Pferd. Daher hatte er sich als Zufluchtsort für Zeiten wichtiger Überlegungen ein eigenes Schlaf- und Arbeitszimmer mit einem Erker eingerichtet, welches im ersten Stock seines Hauses nach einer schmalen Seitengasse hinaus lag. Diese Gasse wies außer Gartenmauern nur ein kleines einstöckiges Häuschen inmitten eines Gärtchens gegenüber dem Erker auf, und darin wohnte ein Schneider, namens Niklas Amsel, ein stiller, friedfertiger Mann, von dessen Handwerk und Hauswesen der Kaufmann um so weniger Störung befürchtete, als der Schneider verwitwet war und ganz allein mit seinem Söhnchen dort hauste.

Eines Nachmittags, es war am 23. Juni 1467, hatte sich der Kaufherr in seine Erkerstube begeben, um dort in seinem Armsessel mit halbgeschlossenen Augen über eine große Spekulation in holländischen Geweben nachzudenken.

Aber das Locken und Singen einer Amsel ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er war es gewohnt und zufrieden, die Rufe dieser Vögel ab und zu aus seinem und den benachbarten Gärten zu hören. Diese Amsel aber rief so laut und anhaltend, und noch dazu immer dicht unter seinem Erker, daß er ärgerlich aufsprang, um sie zu verscheuchen. Da sah er drüben den Schneider in Hemdsärmeln arbeitend im Gärtchen vor seiner Haustüre sitzen, und neben ihm an der Hauswand hing die Amsel in einem großen Holzkäfig. Bei diesem Anblick war es um die Nerven des Kaufherrn geschehen, puterrot vor Zorn steckte er den Kopf durchs Fenster und schrie: „Was ist das für ein Unfug? Dreht doch dem Vieh den Kragen ab, daß ein ordentlicher Mensch arbeiten kann!“

Der Schneider hatte bis dahin in seinem bescheidenen Gemüte eine große, ganz neidlose Hochschätzung für den reichen Nachbar gehegt, und hätte ihn dieser freundlich gebeten, so würde er seine Namensschwester wohl sogleich fliegen gelassen haben; denn er machte sich im Grunde nicht viel aus dem Vogel und hatte ihn sozusagen nur aus Gefälligkeit von einem abreisenden Kunden übernommen. Bei dem groben Anruf aber wallte auch in ihm das Selbstgefühl des kölnischen Bürgers auf, er antwortete trotzig, und nach einigem Hin- und Herschreien warf der Kaufmann das Fenster zu mit der Ankündigung, daß er sich sogleich an die Gerichte wenden würde, während die Amsel unbekümmert um diese Drohung weiterpfiff.

Dies geschah am Vorabend zu Sankt Johannis, an einem Tage, der in Köln fast noch mehr als in der übrigen deutschen Christenheit an frommen und sinnvollen Bräuchen reich war. Herr Kaspar Hirtz hielt im allgemeinen nicht viel von diesen Bräuchen, er überließ das Kirchliche am liebsten ganz seiner Hausfrau und begnügte sich damit, reichlich an fromme Stiftungen zu zahlen. Aber als nun am späten Sommerabend die glänzend erhellten, von fröhlichen Gästen belebten Festräume seines Hauses überall vom wohlriechenden Hauche der geweihten Johanniskräuter dufteten, welche Hader und Unglück aus dem Hause vertreiben sollen, und seine Gattin ihm als „Johannispott" einen prächtigen Lorbeerbaum im ganz mit brennenden Wachslichtern umstellten Kübel schenkte, fühlte er sich doch recht behaglich und versöhnlich gestimmt. Er beschloß, die Gerichte unbehelligt zu lassen und morgen noch einmal vernünftig mit dem Schneider zu sprechen.

Dieser hatte seinen Johannisabend bescheidener gefeiert, aber sein zwölfjähriges Söhnchen Konrad hatte ihm das Resedatöpfchen mit zwei Talgstümpfchen davor mit

einer sehr schönen Zensur aus der Klosterschule bezahlt, und ein Büschel Johanniskräuter hatte die Nachbarin, des Männerzwistes noch unkundig, dem Knaben durch ihr mehrere Jahre jüngeres Töchterchen auch herübergeschickt. Vor solcher Güte löste sich der Groll des Schneiders, er beschloß, die Amsel abzuschaffen und hing einstweilen ein großes Tuch um den Vogelkäfig, damit sie den Nachbar nicht im langen Morgenschlaf störe.

Aber alsbald nach dem Frühläuten wurde der Kaufherr durch den Amselruf geweckt, und als er mit frischem Groll durchs Fenster schaute, sah er sein goldlockiges Töchterchen Giritha neben dem Schneidersjungen vor dem Käfig stehen. Sie hatten das Tuch abgenommen, und der Knabe bemühte sich, auf Girithas Geheiß den Vogel mit ihrem Morgenbrot und den Talgrestchen vom Johannistopf zu füttern. Als Giritha das zornige Gesicht ihres Vaters sah, brach sie sogleich in kindliches Weinen aus. Der Junge, der dem Kaufherrn den Rücken zuwandte, verstand den Grund ihrer Tränen nicht; ziemlich ratlos und plump nach Jungenart suchte er sie zu trösten und wischte ihr Gesichtchen mit dem Käfigtuch ab. Aber nun prasselte aus dem Erkerfenster eine Ladung höchst grober und für die ganze Schneiderzunft beleidigender Scheltworte herab, welche auch in dem jenseits ans Fenster eilenden Schneider alle guten Vorsätze des Vorabends vernichtete. Die Kinder schlichen jedes ins Haus, wo sie über Verdienst gestraft wurden, und beide Väter waren darauf bedacht, daß sie nicht wieder zusammenkämen.

Herr Kaspar ging nun wirklich an die Obrigkeit. Diese hätte den lächerlichen Streit gerne zur Zufriedenheit des aufgeregten Standesgenossen beigelegt; da aber der Schneider auf seinem Bürgerrecht bestand, welches ihm ebensowohl wie dem Kaufherrn gestattete, seinen Vogelkorb vor seinem Hause auszuhängen, so mußten sie Herrn Kaspar

abweisen, und er brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Das erbitterte den hochfahrenden Mann so, daß er nun trotz allem Bitten und Weinen seiner bekümmerten Hausfrau zu einem sehr unfeinen Mittel griff. Eines Morgens wurde der Schneider durch ein ganz naturechtes, aber von zahlreichen Menschenstimmen unterstütztes Gemecker aufgeschreckt, und der erste Blick aus dem Fenster zeigte ihm einen vor dem Erker des Nachbarn hängenden großen eisernen Käfig, aus welchem ein lebendiger Ziegenbock nach dem Schneiderhäuschen herabstarrte und die Straßenmenge, zumal eine Schar Studenten, mit seiner klagenden Stimme zu Gelächter und Nachahmung anregte. Durch diesen unwürdigen Streich hatte der Kaufherr die müßigen und rohen Gaffer gewonnen. Zwar gelang es dem Schneider und seiner Zunft — denn die Parteien erweiterten sich jetzt — binnen kurzem ein Erkenntnis zu erzielen, wonach der Ziegenbock auf die Erde, nicht zu den Vögeln des Himmels gehöre, und somit wider Recht und Natur im Käfig hänge. Aber nach wenigen Tagen schmückte den Erker statt des Käfigs mit dem lebendigen ein kunstvoll geschnitzter und gemalter hölzerner Ziegenbock, welcher durchaus baugerecht befestigt und so sprechend ähnlich war, daß er die Stimme seines Vorgängers ersetzte.

Der Prozeß war nun zum anziehenden Fall gediehen, und da die Rechtspflege jener Tage sehr schnell und gründlich in Kriminalsachen, aber um so umständlicher in Berechtigungs- und Ehrensachen verfuhr, so war ein Ende der Besichtigungen und Reden kaum abzusehen. Am ersten wurde der Vogel die Sache leid. Eines Morgens im Herbste fand man ihn tot in seinem Käfig. Einige Tagediebe und Ohrenbläser suchten sogleich dem Schneider beizubringen, daß das Tier von dem Kaufherrn — der übrigens zur Zeit verreist war — vergiftet worden sei. Dem Schneider aber

ging anscheinend jetzt ein Licht über die Torheit dieses Prozesses auf, der ihn schon um sein Erspartes und in Schulden gebracht hatte. Denn am Tage darauf war er mit seinem Söhnchen und seiner geringen Habe verschwunden. Es hieß, daß er rheinabwärts gezogen sei, nach dem gelobten Lande der damaligen Mode, wo in den Staaten reicher, prunkfroher Fürsten, der Herzöge von Burgund und von Jülich und Berg, immer noch für manchen Schneider gute Aussicht war.

II.

Das Anwesen des Schneiders hatte ein wohlgesinnter Notar im Namen und Auftrag eines Unbekannten angekauft, von welchem es Herr Kaspar auf demselben Wege gleich nach seiner Rückkehr erwarb. Indes mußten beide Käufer sich verpflichten, eine Stelle des Gärtchens neben dem Hause unberührt zu lassen, wo unter einem Wildrosenstrauch die Amsel begraben lag.

Der Kaufherr hielt diese Bedingung mit geschäftsmäßiger Treue, aber sein ganzer Sieg wurde ihm durch sie vergällt; so künstlich wissen Groll und Eitelkeit das Menschenherz zu verbittern. Mit jeder Blüte und jeder neuen Ranke, die der schmächtige Rosenstrauch im Frühjahr trieb, wuchs in der Brust des reichen Mannes das Gefühl, als ob der kleine schwarze Vogel ihn noch immer zum besten halte. Zuletzt verlegte er seine Arbeitsstube, da er lieber den Straßenlärm als den Anblick des Gärtchens ertragen mochte. Das Häuschen wurde als eine Art Rumpelkammer für alte Möbel benutzt und nebst diesen nach einigen Jahren einer betagten Magd leihweise überlassen, die noch ein Erbstück von Herrn Kaspars Mutter her war und auf den altkölnischen Namen Blitza hörte. Auch machte

sie diesem Namen Ehre, und sie war eigentlich das einzige weibliche Wesen, vor dem Herr Kaspar Respekt hatte.

Aber noch anderweit mußte er bald seinen Sieg als Niederlage empfinden. Der Straßenwitz, den er gegen seinen Gegner aufgerufen, kehrte nun auf ihn selbst zurück. Herrn Kaspars Haus hieß jetzt allgemein nicht mehr „Zum goldenen Hirschen", sondern „Zum Geißbock". Nach einiger Zeit war der hölzerne Bock verschwunden; Herr Kaspar behauptete, man habe ihn nachts gestohlen. Er hoffte nun des Spitznamens ledig zu sein, aber es wurde noch schlimmer, da man seitdem nur noch vom „Haus zum gestohlenen Geißbock" sprach. Sehr deutlich gab sich in der bereiten Aufnahme dieser billigen Witze auch seitens der Angesehensten ein Umschwung des Urteils über Herrn Kaspar Hirtz zu erkennen. Diese Wahrnehmung machte ihn immer mehr verbittert, ungerecht und gereizt daheim, hochfahrend draußen. Seine alten Freunde vertauschte er gegen Schmeichler und Streber, die sich's an seiner offenen Tafel wohl sein ließen und mit seiner Unterstützung glücklich spekulierten, während er selbst zusehends einbüßte. Noch zweimal gelang es ihm, mit kluger Benutzung der kriegerischen Ereignisse, welche damals den Niederrhein aufregten, sich durch einen gewagten Spielerstreich auf Jahre hinaus zu befestigen; als aber die Partei Karls des Kühnen von Burgund, auf deren Sieg er spekuliert hatte, am Rheine endgültig erlegen war, traf ihn dies Mißgeschick so hart, daß er binnen kurzem an einer ihn längst quälenden Krankheit starb.

Bei seinem Tode war Giritha eben achtzehn Jahre alt, ein schönes, großes Mädchen mit hellen Augen und goldig schimmernden Haaren, dem es bereits nicht an standesgemäßen Verehrern fehlte. Sobald aber die mißliche Lage des Nachlasses bekannt wurde, zogen sich die Herren höflich zurück und sahen sich nach sichereren Partieen um. Von

seinen Gläubigern hatte Herr Kaspar die kleinen und bedürftigen sämtlich noch in den letzten Tagen befriedigt, was immerhin die öffentliche Meinung wieder etwas mit ihm versöhnte. Die übrigen teilten im stillen und überließen der Witwe, deren Eingebrachtes mit in die Masse gekommen war, das Schneiderhäuschen nebst allerhand Andenken und sogar einer kleinen Rente.

Denn so streng jene Zeit gegen nachweisbar unredliche Fallita war, so dachte sie doch noch nicht so niedrig, unschuldige Frauen um eines Prozentes willen hilflos auf die Straße zu setzen. Das große Haus wurde von der Stadt angekauft, die es unter seinem früheren Namen zum Absteigequartier für vornehme Gäste bestimmte. Der hölzerne Bock aber, der sich beim Aufräumen auf dem Speicher fand, fiel als unholdes Erbstück der Witwe zu, da ihn niemand sonst begehrte.

Blitza diente nun wieder als Magd wie früher, sie schien sogar mit dem Unglück der Herrschaft viel von ihrer Widerborstigkeit verloren zu haben. Frau Gertrud fand sich in ihre Verarmung mit derselben schüchternen Ergebenheit, die sie ihrem Eheherrn gegenüber so lange geübt hatte; ja, es war fast, als ob sie sich zuweilen in diesem kümmerlich-friedlichen Stillleben wohler fühlte als früher, wo sie sich vor jedem Festmahl fragen mußte, ob sie ihrem Gatten auch als halbwegs genügende Vorsteherin von so viel häuslichem Reichtum erscheinen werde. Die eigentliche Herrschaft im Hause führte sie aber auch jetzt nicht; diese hatte Giritha, sobald sie gleichsam aus der ersten Betäubung erwacht war, bereits bei Auflösung des alten Haushaltes unvermerkt ergriffen und im neuen durch einige entschlossene Taten behauptet. Es war ihr aufgefallen, daß die Magd Blitza gegen früher so sehr bigott geworden war, sie war den halben Tag über auf Kirchgängen, und dabei schien sie sehr oft

besonders guten Menschen zu begegnen; denn drei- oder viermal binnen kurzer Zeit brachte sie kleine Geldsummen mit, welcher ihr dieser oder jener als eine längst versäumte Schuld an Herrn Kaspar für ihre Herrschaft mitgegeben habe. Die Mutter glaubte ihr, als aber Blitza wieder einmal eine solche unverhoffte Schuld in kleinem Geld aufzählte, trat Giritha ein, schob ihr das Geld mit dem Handrücken in den Schoß und rief: „Schämen sollst du dich! Hast du das Lügen bei *uns* gelernt, Blitza? Mutter, weißt du, woher sie das Geld hat? Ich bin ihr nachgegangen, an der Treppe von Sankt Marien steht sie und bettelt!“ Die Mutter wurde vor Schrecken und Scham fast ohnmächtig, Blitza aber verteidigte sich trotzig: sie habe das Geld ja nicht im Namen ihrer Herrschaft von den Kirchgängern gebettelt, für eine alte Magd aber sei das Betteln an den Kirchtüren herkömmlich und nichts Böses, auch habe sie den Platz an der Sankt Marien-Treppe erst neulich von einer Base geerbt, er gehöre seit sechzig Jahren ihrer Familie, und wenn sie ihn nicht alle Wochen ein paarmal besetze, verfalle er, was eine Schande sein würde. Schließlich, da Giritha auf ihrem Willen bestand, zog sich die Alte murrend in ihre Dachkammer zurück, während die Mutter halb bekümmert, halb befriedigt, auf ihre willenskräftige Tochter blickte; sie fing an zu ahnen, daß in Giritha etwas von der Herrenart ihres Vaters stecke, was sich nun, bei Abwesenheit eines männlichen Familienhauptes, durchaus zur Geltung bringen werde. Nach drei Tagen anfänglichen Schmollens und sodann heimlichen Tuschelns der beiden fand sie des Morgens Giritha an einem Herrenhandschuh stickend, dergleichen damals zu den wichtigsten Modedingen gehörte, so daß es sogar unter den zweiundzwanzig Zünften eine besondere der Handschuhmacher gab, und als sie die Tochter wiederum fassungslos anstarrte,

antwortete Giritha lächelnd: „Setz dich nur, Mutter, die Biersuppe ist fertig, gleich wird sie die Blitza bringen. Weißt du's schon? Sie hat ihren Platz an der Marien-Treppe verkauft, das Geld sollen wir ihr verwahren. Sieh mal, wird der Handschuh nicht schön? Es bringt auch ein schönes Geld. Die Arbeit ist für einen Meister auf der Bechergasse, die Blitza besorgt alles, und das schönste ist, daß der Mann tut, als ob er meinte, die Blitza könnt' so etwas." Und da die Mutter einige Klagen und Einwendungen versuchte, fiel ihr Giritha ins Wort: so etwas täten viele ehrsame Jungfrauen, deren Rente noch viel reichlicher sei als die ihrige; und mit einem ganz seltsamen Aufzucken in den Augen fügte sie hinzu: „Oder sollen wir lieber die Rente von der Sankt Marien-Treppe beziehen?"

Seit diesem Tage fügte sich die Mutter in ihre Absetzung ziemlich ruhig, sie begnügte sich mit der äußeren Würde des Regenten und dämmerte in ihrer Armut so hin, wie sich ein Gefangener allmählich an die beschränkte Aussicht aus seinem Fensterchen gewöhnt. Nur manchmal beklagte sie die Zukunft ihrer Tochter; denn auf einen standesgemäßen Eidam hatte sie keine Hoffnung, und einen andern vermochte sich die sonst so bescheidene Frau nicht zu denken; sie stand ganz im Banne der Ansichten, welche ihr erst der Vater und dann der Gatte während eines langen Lebens mit unzähligen Aussprüchen eingeprägt hatten. Giritha schien ihr dazu verurteilt, in einem der vierzig Kölner Altjungfern-Convente zu verkümmern. Die Tochter selbst lachte auch zu solchen Klagen. „Vielleicht kommt doch einmal ein Prinz und holt mich, einstweilen haben wir hier ja schon unser eigenes Conventchen", sagte sie, wenn sie im Garten unter dem Rosenstrauch saßen, der sich allgemach zu einer dichten Laubenwand ausgerankt hatte. „Weißt du noch, Mutter, wie wir Kinder hier

abends den Vogel begruben, während du mit dem Schneider und seinem Anwalt drinnen den Handel abmachtest? Wie gut war es doch von dir, daß du ihm das Häuschen abkauftest und es dann an den Vater weiter verkaufen ließest! Sonst säßen wir jetzt hier nicht so gemütlich!" Die Mutter seufzte und streichelte mit den dünnen Fingern die weichen, fleißigen Mädchenhände.

„Hätte die Frau nur dem seligen Herrn ein ordentliches Draufgeld abverlangen lassen und bewahrt", brummte die Magd Blitza.

„Ach Gott", meinte Frau Gertrud, „es hat mich schon so genug beängstigt. Es war ja mein einziger großer Betrug."

III.

Der prinzliche Werber schien nicht kommen zu wollen. Aber im dritten Frühsommer nach Herrn Kaspars Tode wurde es in seinem ehemaligen Hause sehr lebendig von geschäftig ab- und zueilenden Ratsdienern und fremden Knechten, und die Magd Blitza brachte große Neuigkeiten vom Markttage mit nach Hause: „Der reiche Herzog Wilhelm von Jülich und Berg kommt zum Besuch bei unsern Herren vom Rate, er wohnt in seinem eigenen Hause am Dom, aber unsere Herren haben ihm noch ein paar Häuser eingeräumt, denn er bringt viel Leut mit. Am Sonntag nach Sankt Johannis soll ihn ja der Kurfürst-Erzbischof draußen auf der Wiese vorm Severinstor mit der Markgräfin Sybilla von Brandenburg vermählen. Die fürstlichen Räte kommen heute schon, um die letzten Sachen schriftlich fest zu machen, es heißt ja, zweimal wäre die Verlobung schon beinahe auseinander gegangen, weil der Kurfürst von Brandenburg immer noch ein paar Städte

mehr für seine Tochter als Wittum haben wolle. Was muß das arme Fräulein dabei ausgestanden haben? Ja, bei solchen Herrschaften geht es anders, als wenn der Jan sein Grietchen nimmt. Aber jetzt sind sie bis auf eine Grafschaft oder so was einig, die Braut ist schon unterwegs von Franken hierher, und da drüben haben unsre Herren den Beirat des Herzogs einquartiert. Doktor Merula heißt er, ist ja noch ein ganz junger Herr, mich wundert, was der vom Heiraten verstehen soll? Sie sagen, er sei eines armen Bürgers Sohn aus Düsseldorf, und der Herzog soll große Stücke auf ihn halten. Der brandenburgische Gesandte wohnt im Roß in der Rheingasse, das ist ein ganz andrer Herr, glatzköpfig, verhutzelt, und eine hohe Schulter hat er auch; dem sieht man gleich an, daß er sich nichts abhandeln läßt."

Giritha achtete nicht viel auf das Geschwätz. Als sie aber am folgenden Morgen sich ans Fenster setzte, sah sie drüben im Erker, am früheren Schreibpult ihres Vaters, einen Mann stehen, der ein großes Aktenstück in der Hand hielt und sie sehr neugierig betrachtete. Ärgerlich neigte sie das Gesicht tief über ihre Stickerei, dann, nach einer Weile, schielte sie doch heimlich hinüber. Er las jetzt in seinen Skripturen, und sie konnte ihn ungestört mustern: es war ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit krausen dunklen Haaren und dunklem, spitz zugeschnittenem Vollbart nach wälscher Art; das Gesicht schien etwas blaß und verstudiert, das mochte aber auch an der schwarzen Haustracht des Juristen liegen, jedenfalls sah er sehr gelehrt und, wie Giritha meinte, hochmütig aus. Als er von dem Aktenstück aufblickte, senkte Giritha ihr Köpfchen sogleich wieder, sie war sehr erpört, was dieser fremde Gesandte immer nach ihr zu sehen habe? Da sie aber nun seinen Blick möglichst abweisend und vornehm erwidern wollte, merkte sie, daß er

jetzt gar nicht nach ihr hinsah, sondern gleichsam an ihr vorüber in tiefen Amtsgedanken, und das ärgerte sie wieder, ohne daß sie wußte warum.

Während der nächsten Tage spann sich dieser Beobachtungskrieg weiter, nur mit veränderter Taktik; denn immer öfter fand Giritha, wenn sie einmal hinüberschaute, die ernsten Augen auf sich gerichtet, und alsdann befleißigte sie sich ihrerseits, recht deutlich an dem unverschämten Nachbar vorüberzublicken, damit er merke, wie wenig er sie angehe. Mehrmals sah sie ihn auch die Besuche städtischer und fürstlicher Kollegen empfangen und erwidern. Alsdann trug er über einer kostbaren, schön verbrämten Robe einen großen goldenen Ehrenpfennig an breiter Kette, ordentlich wie ein Bürgermeister. „Da seh' eine den Emporkömmling", murrte sie und wunderte sich nur, daß es ihm so gut stand.

Am vorletzten Abend vor Sankt Johannis sagte Frau Gertrud fast verlegen und mit einem beistandbittenden Blick auf die Magd Blitza: „Nun müßten wir doch morgen einmal an den Rhein zum Johanniswaschen gehen?" Ihr schien es wie Pflicht gegen ihren seligen Gatten, daß Giritha kein Vorrecht der Edelbürgerinnen versäumte; Giritha jedoch hatte sich bisher immer gewehrt, weil die Armut ins Haus gehöre. Diesmal aber sagte sie hastig: „Ich meine, liebe Mutter, daß wir es jedenfalls müssen, denn es ist ein Recht, das man nicht um Geld kaufen kann, und so lange wir dergleichen nicht versäumen, dürfen hergelaufene Leute wohl nicht auf uns herabsehen." Die Mutter sah sie verwundert und erleichtert an. Giritha wollte ihren Fragen zuvorkommen und ging in den Vorgarten. Als sie dort stand und unmutig an ihrem Rosenhag zupfte, trat drüben der schwarzbärtige Nachbar aus seinem Gartenpförtchen. Beim Anblick Girithas ging ein Erröten der Freude über seine Züge, er trat ehrerbietig

näher und sagte leise mit wohlklingender Stimme: „Möchte mir das edle Fräulein eine ihrer Rosen schenken? Es wäre mir keine andre Blume auf Erden so wert.“ Sie fuhr zusammen und stand einen Augenblick schweigend, dann wandte sie sich trotzig ab und sagte halb über die Schulter weg: „Es sind nur wilde; der Herr hat schönere in seinem eignen Garten drüben.“ Er lächelte, und es war, als ob er seine Bitte wiederholen wollte, aber Giritha ging eilends ins Haus und auf ihr Stübchen. Dort saß sie lange und weinte, warum, wollte sie sich selber nicht sagen.

IV.

Am folgenden Nachmittag gab es am Rheine viel Schönes zu sehen. Die ganze Breite des Stromes war bis abwärts zum Stapelplatze im Süden der Stadt an diesem Nachmittag frei von Lastschiffen und Handelsverkehr. Silberblau spannte sich der Sommerhimmel über der glitzernden Wellenfläche und über der hunderttürmigen „hilligen Stadt“, aus deren altersgrauen Straßentoren noch immer neue Genossinnen der wunderlichen Feier, stattliche, schöne Mädchen, von ihren Verwandten oder Mägden geleitet, zwischen fröhlichen Zuschauern dem Ufer zueilten. Ein uralt heidnischer Brauch mochte es sein, der einst in keltischer oder germanischer Vorzeit die erwachsenen Jungfrauen der Edelinge zur Sommersonnenwende ihre Arme in den Strom tauchen hieß, damit das fließende Wasser alles Träge und Verkehrte eines Jahres von ihren Händen abspüle und sie zu neuem häuslichen Schaffen weihe. Den Brauch hatte die Kirche umgedeutet und geduldet, als patrizische Sitte ward er noch immer geübt, auf seinen innern Sinn aber schienen manche, zumal unter den Jüngeren, nicht mehr zu

achten. In modischen, ausgeschnittenen Prunkgewändern, mit spitzen, schleierumwallten Burgunderhauben spazierten sie neben ihren Kavalieren her, geputzte Gürtelmägde trugen ihnen die ellenlangen Schleppen und die gestickten Kissen nach, auf denen sie ans Wasser knieten, um nur der Form wegen die reichberingten Hände flüchtig einzutauchen. Neugierig und enttäuscht blickten sie nach dem vornehmsten der Zuschauer hin; Herzog Wilhelm hatte diesmal den Fürstenprunk zu Hause gelassen, in einfacher Schaube ohne Schwert und Orden lustwandelte er mit seinem Rate durch die Menge, blieb hier und da scherzend vor einer der Buden stehen, in denen Küstersfrauen und Beguinen geweihte Kräuter und Blumentöpfe feilhielten, und schien sich in seiner Verkleidung sehr wohl zu fühlen.

Frau Gertrud und Giritha hatten sich nun doch gar nicht bis unter jene Modedamen vorgewagt, von denen Girithas einfache und sittsame Tracht gar zu sehr abstach. Zuoberst stromaufwärts stand ein Klübchen ärmerer oder altfränkisch gesinnter Matronen mit ihren ältlichen Töchtern zusammen. Diesen reihten sie sich in einiger Entfernung an. Giritha kauerte auf den feuchten Ufersand nieder, sie streifte die Ärmel zurück, und während das kühle Wasser um ihre schönen weißen Arme spielte, begann sie sehr andächtig, wie die Mutter sie gelehrt, ein uraltes langes Reimgebet, den Johannissegen, zu sprechen.

Da hörte sie droben auf dem Kai eine lustige Männerstimme sagen: „Diese schöne Jungfrau wird einmal eine treffliche Hausfrau werden, denn sehr weislich stellt sie sich zuoberst, daß ihr das fließende Wasser keine fremden Sünden zutrage."

Sehr beschämt und verwirrt nahm sie ihr Sprüchlein wieder auf, indes der Sprecher fortfuhr: „Wie steht's, Meister Konrad, habt Ihr unter all' diesen keine nach

Eurem Herzen gefunden? Ihr habt Uns eine Braut geworben, so möchten Wir gerne auch Euer Freiwerber sein, da Ihr weder Vater noch Verwandte mehr habt. Oder sollt' es wahr sein, was unsre Fräulein bei Hofe sagen, daß Ihr Euer Herz samt Eurem deutschen Namen in Bologna verloren habt?"

Eine andre Stimme antwortete: „Nein, Herr Herzog, wenn sie mich auch da drunten zu einer lateinischen Merula getauft haben, die Amsel bleibt deutsch und sucht ihr Nest daheim bei den wilden Rosen."

Es war etwas in diesen Worten, was Giritha mit einer wunderlichen Betäubung traf, während sie sich hastig erhob und umwandte. Aber auch Frau Gertrud hatte einiges von den Reden aufgefangen und Kehrt gemacht. Da sie erkannte, wer hinter ihr stand, erwachten in ihr die schönsten Erinnerungen ihrer höfischen Jugend, und indem sie ihr schwarzes Witwengewand beiderseits zierlich mit zwei Fingern faßte, machte sie den allerschönsten Knick vor dem droben stehenden Herzog. Dieser verneigte sich belustigt, dann eilte er die Treppe herab und geleitete die alte Dame höflich auf den Kai.

Giritha schritt hinter den beiden neben dem Doktor, ohne seine Hand zu berühren. „Verzeiht, wenn ich Euch gestern erzürnt habe; ich wollte es nicht", sagte er leise. Sie suchte umsonst nach einer Gegenrede, wie aus einem Nebel hörte sie vor sich die Antwort ihrer Mutter auf eine Frage des Herzogs: „Kaspar Hirtz, zum goldenen Hirschen, Euer Gnaden zu dienen. Euer Gnaden Vater haben manches gute Faß Bacharacher von ihm gekauft."

„Wir haben noch von dem Weine und gedenken noch oft Eure und dieses schönen Fräuleins Gesundheit zu trinken", erwiderte Herzog Wilhelm lächelnd; und indem er seine gütigen Augen auf seinen jungen Rat richtete, fügte er

hinzu: „Wir verdanken Eurem seligen Eheherrn gar vieles.“ Dann trat er zu einer der Buden und kehrte alsbald mit einem großen Gebünde Kräuter und einem blütenreichen Feuernelkenstock zurück, an dessen Topf zwei Bündel Wachskerzen baumelten. „Erlaubt uns, edle Frau“, sagte er. Frau Gertrud lachte seit Jahren zum erstenmal recht übermütig, sie knickste und streckte die Hand nach den Gaben aus. Da sah sie Giríthas Augen ängstlich auf sich gerichtet, und plötzlich fiel ihr ein, was der Brauch jetzt von ihr verlangte; errötend ließ sie die Hand sinken und sagte traurig: „Euer Gnaden verzeihen, wenn ich die Gabe nicht zu nehmen wage, denn ich würde Euch damit zum Johannisimbiß einladen, wir aber sind jetzt arme Leute. Euer Herr Rat wohnt in dem Hause, das uns einst gehörte, und wir können Euer Gnaden nicht nach reicher Leute Art bewirten.“

Herzog Wilhelm blickte lächelnd auf seinen Rat. „Wir wären mit einem Becher Würzwein zufrieden, aber der da hat zu entscheiden“, sagte er, „ich hab' mich auf heute abend bei ihm zu Gast geladen, wir wollten noch einmal als zwei arme Junggesellen fröhlich sein.“

Der Doktor Konrad verneigte sich ehrerbietig vor Frau Gertrud: „Wenn mein gnädiger Herr erlaubt, so möcht' ich Euch doch bitten, edle Frau, uns einen Trunk Würzwein in Eurem Hause nicht zu versagen. Denn in demselben Hause bin ich geboren und habe nie vergessen, daß Ihr uns durch das Fräulein hier das letzte kölnische Johanniskraut schenktet, an dessen Duft mein seliger Vater und ich uns labten.

Frau Gertrud sah ihn sprachlos an, der Herzog bot ihr hastig die Hand: „Auf jeden Fall haben wir einen Weg, erlaubt, daß wir Euch geleiten“, reichte die Johannisgaben seinem Rat und schritt mit Frau Gertrud vorauf

durch die allmählich heimwärts flutende Menge. Die vornehmen Patrizierinnen blickten verblüfft und neidisch auf die beiden Frauen im einfachen Kleide, der Herzog erwiderte freundlich die Grüße der Ratsherren und Bürger, und Frau Gertrud schritt neben ihm her wie im Traume. Auf dem glatten Straßenpflaster sah sie den Widerschein der rosigen Abendwolken, und plötzlich erinnerte sie sich, wie sie als Kind einmal in Bonn den Kaiser neben dem Erzbischof über rotes Tuch zur Kirche wandeln gesehen. Es brauchte Zeit, bis sie im stande war, dem Gespräch ihres hohen Begleiters zu folgen.

Unterdes war das andere Paar hinter ihnen zuerst schweigsam hergeschritten. Dann hatte Giritha nach den Kräutern und dem Blumenstock gegriffen: „Gebt her. Das trägt kein Herr, das ist für uns.“ Er zögerte. „Giritha, hättet Ihr mich nicht erkannt? Ich erkannte Euch gleich, als Ihr mich so königlich ansaht; das konntet Ihr schon als kleines Mädchen.“ Und dann, auf die Blumen deutend: „Wißt Ihr, wie man sie heißt?“ Sie errötete sehr, dann wiederholte sie leise: „Gebt her!“ und er ließ ihr beides.

Dann erweiterte sich allmählich, je stiller die Straßen wurden, der Abstand zwischen beiden Paaren. Als das zweite vor dem Häuschen anlangte, war Frau Gertrud schon drinnen, um mit der erschrockenen Magd sich auf den seltenen Besuch zu rüsten. Vor der Tür stand der Herzog. Er lächelte freundlich und sagte: „Nun, Meister Konrad, Wir versprachen Euch vorhin einen Dienst, ist er erwünscht?“

Da trat Giritha vor und sagte ganz leise: „Wir bitten Euer Gnaden darum.“

Der Herzog nickte und deutete auf die Blumen in ihrer Hand, die im Widerschein der häuslichen Lampe von drinnen feurig schimmerten. „Feurige Liebe!“ lachte er und schritt ins Haus.

Eine Weile darauf saßen sie zusammen in dem traulichen Schneiderstübchen, die Kräuter dufteten, die Lichter um den Nelkenstock leuchteten, und Frau Gertrud streichelte die freie Hand ihrer Tochter — die andre hielt der Doktor schon fest. „So hat doch ein Prinz um dich geworben", meinte sie.

Der Herzog prüfte indes den Würzwein. „Ei, der ist gut, dazu muß meine Braut das Rezept haben", sagte er.

„Der ist auch auf einem sonderlichen Holz gebraut", sagte die Magd Blitza strahlend. „Ich hatte kein andres, und da hab' ich in der Not den alten Geißbock vom Speicher geholt. Auf dem sündigen Holz ist der Wein gebraut, den Euer Gnaden trinken."

„Dann ist es wahrlich ein Johannissegen", sagte Herzog Wilhelm.





Die Silberdistel.

I.

Günthershagen! Wer kennt nicht wenigstens dem Namen nach diesen lieblichen Wald- und Luftkurort, der seit einigen Jahren in den Kreisen lufthungriger Großstädter einen solchen Ruf genießt? Wohl mancher unter meinen Lesern ist selbst dort gewesen und hat sich als Andenken und Zimmerzier einige von jenen großen, glänzenden Silberdisteln mitgenommen, die an den kahlen, sonnbeglänzten Abhängen der Waldhügel, dicht bei dem Flecken, in einer Schönheit geraten, wie sonst kaum auf den Alpenhalden Graubündens.

Gleichwohl ist es noch keine zehn Jahre her, daß man in Günthershagen von naturgenießenden und distelnpflückenden Kurgästen gar nichts ahnte. Eine andere Art von Gästen bevorzugte damals, vor der Erbauung der Eisenbahn, die eine Stunde von Günthershagen das Waldgebiet berührt, den kleinen Ort: Geschäftsreisende, Spielwarenhändler und Holzkäufer. Für sie war nach alter Überlieferung das Gasthaus „Zur Post“ in Günthershagen Hauptquartier und Ausgangspunkt ihrer kurzen Berufsreisen in die umliegenden Örtchen; für sogenannte Vergnügungsreise aber hatte noch niemand den Flecken entdeckt.

Lediglich zum Vergnügen schien auch der junge Mann nicht zu reisen, der eines Tages gegen Ende Juli in der „Post“ abstieg und unerhörterweise nach sechs Wochen noch immer dort weilte; denn wenn er auch manchen Tag im Walde herumschlenderte und nach Ansicht der Eingeborenen unserm Herrgott die Zeit wegstahl, so daß er zwischendurch auch manchen Tag in einer Laube oder auf seinem Zimmer schreibend und sinnend, als wollte er die Günthershagener Chronik von Heinrich dem Finkler bis auf unsere Zeit in einem Sommer verfassen. Übrigens war er ein munterer, freundlicher Herr von hübschem Wesen, einfach und durchaus anständig ausgestattet; das Wirtshaus gefiel ihm, und er gefiel den Leuten. Über seine Verhältnisse wußte man eigentlich nur, daß er Doktor Wilhelm Felser heiße und in der Hauptstadt als Schriftsteller ansässig sei, ein Beruf, von dem in Günthershagen außer dem Pfarrer und Lehrer kaum einer eine deutliche Vorstellung besaß.

So gut es dem jungen Mann im Gasthaus „Zur Post“ behagte, um so unzufriedener schien er allmählich mit der Staatspost. Mit einer wachsenden Ungeduld erkundigte er sich täglich dreimal, ob denn nichts für ihn eingelaufen sei. Als aber endlich, am heitersten Septembermorgen, wirklich ein ziemlich dickes Paket für ihn gekommen war, schien ihm das auch wieder nicht recht. Bestürzt und ärgerlich trug er das Paket auf sein Zimmer. Den Inhalt würdigte er kaum eines Blickes; ein kurzes Begleitschreiben, das obenauf im Paket lag, las er flüchtig durch, dann legte er die Sendung mit anderen Manuskripten in seinen kleinen Handkoffer und packte seine übrige fahrende Habe ziemlich unordentlich darüber, wozu er den Chopinschen Trauermarsch in einem ärgerlichen Allegro pfiff. Als er fertig war, begab er sich nach kurzem Überlegen in die Wirtsräume hinunter.

Im Gastzimmer war es zu dieser frühen Stunde noch

ganz still. Nur ein artiges Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, mit zwei langen blonden Zöpfen, wuselte mit dem Staubtuch an den sauberen Flaschen- und Gläserbrettern herum. Mit freudigem Erröten begrüßte sie den Gast, der ihr freundlich und gedankenvoll über den Scheitel strich.

„Möchtest du wohl 'mal den Vater zu mir bitten, Annchen?" sagte er. „Ich habe mit ihm zu sprechen."

Annchen nickte und eilte hinaus. Gleich darauf trat der Vater ein. Er war ein kurzer, wohlbeleibter Mann; die krausen Locken, die sich an den Schläfen unter dem grünen Hauskäppchen vordrängten, schimmerten schon weißlich, aber das rote, glatte Vollmondgesicht strahlte von Gesundheit und Munterkeit.

„Nun, Herr Doktor," sagte er, während er dem Gaste gegenüber Platz nahm, „das ist recht, daß Sie sich an dem schönen Morgen nicht auf Ihrem Zimmer halten. Sie arbeiten ja fast zu viel. Aber die Luft hier hat Ihnen gut getan. Sie sehen ganz anders aus als bei Ihrer Ankunft. Wenn Sie erst noch ein paar Wochen länger hier sind —"

„Das gibt's leider nicht, Herr Wirt", unterbrach ihn der Doktor. „Ich habe Nachrichten bekommen, die mich zwingen, meine Sommerfrische gleich abzubrechen."

„Ach, das tut mir aber sehr leid", erwiderte der Wirt.

Der Gast lächelte verlegen. „Es wird Ihnen noch mehr tun, wenn ich hinzufüge, daß ich Ihnen eigentlich durchbrennen möchte, ohne meine Rechnung für die letzten vierzehn Tage zu begleichen."

Der Wirt machte große Augen. „Sie belieben zu scherzen, Herr Doktor", sagte er unsicher.

„Durchaus nicht", versetzte der Gast. „Die Sache liegt leider sehr deutlich. Als ich vor sechs Wochen auszog, um einen stillen, netten Winkel zu suchen, wo ich mich an der

Natur erquicken und mein Schauspiel fertig schreiben könnte, glaubte ich mich zu diesem Feldzug ausreichend gerüstet. Ich hatte mehr Bargeld in Händen als jemals seit einigen Jahren, und obendrein war von einer Zeitschrift die Entscheidung über zwei Novellen fällig, für die ich zuverlässig auf Annahme und gutes Honorar rechnete. Dessen war ich so sicher, daß ich durch meine Wirtin dem Geldbriefträger sogleich meine hiesige Adresse schickte, nachdem ich bei Ihnen Anker geworfen hatte. Eine unnötige Mühe! Das Geld blieb aus, und auf meine Anfrage bekomme ich endlich heute von der Redaktion — das Manuskript zurück. So liegt die Sache also; wollen Sie, Herr Wirt, mir keinen Kredit geben — was ich Ihnen nicht verübeln könnte, denn was wissen Sie von mir? — so kann ich Ihre Rechnung am Ende noch eben bezahlen und auch noch eine Eisenbahnfahrkarte vierter Klasse bis nach Hause — bis zur Bahn sind es ja nur fünf Wegstunden . . . Dann muß ich aber meine poetische Tätigkeit in der Hauptstadt wohl damit wieder aufnehmen, daß ich meine Uhr versetze . . . Menschlicher wäre es ja, wenn Sie mir Ausstand gäben. Sie werden fragen, bis wann? Eine schwierige Frage für einen jungen Dichter, dessen Bankier die Zukunft ist — ich kann Ihnen nur zusagen, daß ich Ihnen das erste goldene Blatt zuwenden werde, welches sich zufällig in meinen Lorbeerkranz verirren sollte . . . Also wie steht es? Wollen Sie Ihr Hauptbuch holen?"

Die Bestürzung des Wirtes hatte sich allmählich in ein mildes Lächeln aufgelöst. „Wissen Sie, Herr Doktor", sagte er bedächtig, „was Sie da erzählen, das verstehe ich ja nicht alles. Aber daß Sie's mir so erzählen, zeigt mir wieder, daß Sie ein ehrlicher und honetter Herr sind. Na — und zwischen ehrlichen Leuten ist man ja nicht so. Das soll dem Wirt zur „Post" keiner nachsagen, daß er einem ordentlichen

Gast den letzten Groschen abgedrungen habe . . . Reisen Sie mit Gott — die Post fährt in einer Viertelstunde, wozu sollen Sie sich die fünf Stunden auf der Chaussee müde laufen? Wenn Sie bei Geld sind, bezahlen Sie mich, und wenn Sie wieder in die Gegend kommen, tun Sie uns die Ehre an. Ihre Rechnung sollen Sie haben — hier ist sie. Ich hab' sie gestern abend ausgeschrieben, und, die Wahrheit zu sagen, als Sie mich vorhin rufen ließen, dacht' ich schon, Sie wollten sie sehen. Sie waren ja bisher so pünktlich."

„Ich werde es auch wieder sein, sobald ich kann", versicherte der befreite Gast und reichte ihm gerührt die Hand. „Vielen Dank, Herr Wirt!"

„Bitte, — keine Ursache", erwiderte der Wirt. „Aber nun müssen Sie noch den Reisetrunk mit mir nehmen. Das ist Brauch in der „Post". Heda, Annchen, bring' ein Fläschchen von dem Niersteiner, gelb gesiegelt, weißt du? und zwei Römer. Der Herr Doktor will abreisen."

Annchen war auf den Ruf des Vaters in der Tür erschienen. Bei seinen letzten Worten erblaßte sie und sah den Gast ganz erschrocken an. Ein kleiner Spitz, der mit ihr eingetreten war, sprang ungestüm an dem Doktor empor und ließ sich von ihm streicheln.

„Den beiden wird es hart ankommen, daß Sie uns so plötzlich verlassen", meinte der Wirt lächelnd. „Sie sind einer von den Menschen, die mit Kindern und Hunden schnell Freundschaft haben. Auf solche Leute halte ich etwas . . . Und wen das Annchen 'mal gern hat, den hat sie auch recht gern. Es ist ein stilles, kluges Kind, ganz wie seine selige Mutter; gegen Fremde ist sie sonst ziemlich scheu — eine Silberdistel, Sie haben ihr den Spitznamen nicht mit Unrecht angebunden."

Annchen brachte den Wein und entfernte sich schweigend.

Der Wirt schenkte die Römer voll. „Auf Ihr Wohl, Herr Doktor!“ sagte er. „Glückliche Reise und fröhliche Zukunft!“

„Wollen's hoffen“, erwiderte der Gast. „Mein Schauspiel ist so gut wie fertig; die Luft hier hat ihm auch gut getan. Vielleicht find' ich doch einmal unversehens den goldenen Boden in meinem Handwerk.“

„'s ist ein wunderliches Handwerk“, versetzte der Wirt nachdenklich.

„Am Ende hat es mit dem Ihrigen manches gemein“, sagte der Gast. „Es kommt bei beiden darauf an, wie es den Gästen mundet.“

„Das läßt sich hören“, antwortete der Wirt. „Aber nehmen Sie's mir nicht übel — ich zieh' doch das meinige vor. Denn es ist ein Unterschied dabei. Sie müssen sich die Gäste suchen gehen, unsereins wohnt an der Straße und läßt die Gäste kommen; bleibt einmal einer aus, so kommt ein anderer; denn die Straße bleibt nicht leer, und wenn einmal ein Haus alt ist und schon vom Großvater her denselben Namen am Schild führt, so hat es seine Kundschaft sozusagen schon in Erbpacht.“

„Wenn aber die Straße doch einmal leer würde?“ warf der Gast ein.

„Ach, reden Sie doch nicht davon“, erwiderte der Wirt. „Der Landrat wollte mir ja auch damit bange machen, weil ich dagegen war, daß sie die neue Zweigbahn hier über unsern Ort führten. ‚Herr Landrat‘, hab' ich ihm gesagt, ‚damit machen Sie mich nicht irre. Erstens ist die Bahn nur erst im Plan gebaut, und mehr wird auch nicht daraus; denn warum? sie rentiert sich nicht. Es haben ja nicht einmal unsere paar Fuhrleute genug zu tun. Und wenn sie auch käme — Gutes bringt sie doch nicht in den Ort. Lassen Sie sie meinetwegen drunten in Heimersdorf halten — der Waldverkehr bleibt doch auf der Land-

straße, und meine Stammgäste werden mir um kein Bahnhotel untreu.' Da lachte er ärgerlich. Aber wissen Sie, recht mußte er mir innerlich doch geben; denn, sehen Sie . . ."

Der Gast hörte mit dankbarer Geduld die volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen des Wirtes an, bis draußen der Postwagen vorrasselte. Dann holte er sein Gepäck und verabschiedete sich herzlich. Als er schon im Wagen saß, kam Annchen eilends aus dem Garten herbei mit einem Strauß schöner Spätrosen. Ihre Augen waren gerötet.

Der Doktor freute sich sehr über die Abschiedsgabe. Er streichelte die frischen Wangen des hübschen Kindes. „Danke, kleine Silberdistel", sagte er. „Wenn ich übers Jahr wiederkomme, bist du schon ein großes Mädchen, nicht wahr?" Auch der Spitz mußte ihm noch ein Pfötchen geben. Dann zogen die Pferde an.

Der Doktor hatte sich im Wagen zurückgelehnt und betrachtete die Rosen. Eine wunderliche Eingebung durchfuhr ihn, er steckte den Strauß auf den Koffer, in dem seine Manuskripte lagen. „Von schuldloser Kinderhand", murmelte er. „Das bringt ihnen vielleicht Glück."

II.

Ungefähr drei Jahre später befand sich Wilhelm Felser zu Besuch auf dem Gute eines seiner Verleger, fünf oder sechs Meilen von Günthershagen. Seit dem beispiellosen Erfolge seines Schauspiels „Ohne Sünde?" hatte sich seine Lage gar sehr geändert. Er stand jetzt obenan auf der Liste der anerkannten zugkräftigen Schriftsteller. Jede erste Notiz über eine bevorstehende neue Veröffentlichung von ihm galt als ein literarisches Ereignis, und obgleich er in

der Vollkraft des Schaffens stand und mit einer viel beneideten Leichtigkeit arbeitete, hatte er bereits seine sämtlichen älteren Manuskripte, bis zur Primanerzeit zurück, heranziehen müssen, um nur den Nachfragen der Verleger und Redaktionen gerecht zu werden, welche ihm dieselben Arbeiten vordem, als er noch keinen Namen besaß, mit Bedauern zurückgegeben hatten. Inmitten eines Lebens, das zwischen sorglosem Arbeiten und schmeichelnder Geselligkeit wechselte, gab ihm ein Zufall — der Anblick eines rosenbrechenden Bauernmädchens, den Gedanken ein, wieder einmal den kleinen Ort zu besuchen, von dem er damals als ein Armer und unbekannter Literat, mit einem rosenbekränzten Köfferchen voll Wäsche und unverkaufter Manuskripte, ausgezogen war. Er nahm auf einige Tage Urlaub von seinen Gastfreunden und machte sich auf die Reise.

Die neue Bahn war inzwischen angelegt worden. Als Felser auf der Station Heimersdorf ausstieg, fiel sein Blick sogleich auf ein recht stattliches Haus im Schweizerstil, mit offener Veranda, an der sich einige Ranken wilden Weines im Klettern versuchten. „Grand Bahnhotel“ stand in lieblichem Hochdeutsch quer über die breite Tür gemalt. Unter der Tür zeigten sich ein befrackter Oberkellner und ein leibhaftiger Gasthofsdiener in goldgeränderter Mütze. Auf der Veranda saßen mehrere Gäste beim Frühstück. Als Felser vorbeischritt, erkannte er einige unter ihnen; es waren frühere Stammgäste der Günthershagener „Post“.

Erhitzt und durstig erreichte er nach einstündigem Marsch über die Landstraße sein ehemaliges Sommerquartier. Der langgestreckte, hochdachige Bau lag ganz still; äußerlich hatte sich an ihm wenig verändert, aber es kam Felser vor, als ob der graue Wegstaub, der die Lauben und Gartenhecken bedeckte, fast sinnbildlich sei für die Verhältnisse des ganzen Hauses; ja, als er den Wirt näher

ins Auge faßte, der mit einer gewissen trübseligen Neugier dem einsamen Wandersmann entgegenschaute, schien auch er ihm ein wenig verstaubt.

Er mußte seinen Namen nennen, ehe der Wirt ihn erkannte und herzlich begrüßte. „Je, ja, Sie haben sich aber verändert“, meinte der Alte. „Nun, Sie sind ja auch ein so berühmter Mann geworden. Alle Zeitungen sind ja voll davon. Ach, das ist mir aber eine große Freude und Ehre, daß Sie noch 'mal an uns denken. Und was wird sich das Annchen freuen; sie ist just nicht daheim, wird aber wohl bald wiederkommen. Sie spricht so oft von Ihnen. Wissen Sie, den Abschnitt von der Postanweisung, die Sie mir damals im Winter vor zwei Jahren schickten, den hab' ich ihr gleich schenken müssen, als Lesezeichen.“

„Ja“, begann der Wirt wieder, als sie im alten, gebräunten Zimmer bei einer Flasche Niersteiner saßen, „wie sich das ändert in der Welt! Wie gesagt, von Ihnen lese ich immerfort Neues. Ich hab' jetzt viel freie Zeit, da kommt man von selbst zum Zeitunglesen. Wissen Sie, 's ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Wirt Zeit zum Lesen hat . . . Mit den Wirtshäusern ist's wie mit den Menschen, sie werden alt und schwach, wenn sie ihre gute Zeit hinter sich haben. Ich merk's an mir und an meinem Hause. Die verfluchte Eisenbahn! Nun, ich will nicht ungerecht sein; anderswo hat sie ja wohl Gutes gestiftet — da sehen Sie nur, wie sich das öde Heidenest, das Heimersdorf unten, gehoben hat! Aber meinem Hause, ich kann sagen dem ganzen Flecken, macht sie den Garaus. Kein Verkehr mehr, hochverehrter Herr Doktor, kein Verkehr! Es ist kein Zug mehr in der Wirtschaft. Und seitdem will es auch mit der Gesundheit nicht mehr recht. Wer weiß, wie bald —“

Ein rascher, leichter Schritt unterbrach ihn in seinen Klagen. Die Tür öffnete sich, und Annchen trat ein, ge-

folgt von dem Spitz, der altersschwach, fett und halb blind einherwackelte, den Gast aber doch noch mit vergnügtem Schnüffeln und Wedeln bewillkommnete.

Der Wirt hatte seine Freude an der Verwunderung Felsers. „Ja, gelt, da staunen Sie?" sagte er händereibend. „Was das für ein Mädel geworden ist! Ich sag' Ihnen, wenn ich die nicht hätte . . ."

Annchen errötete und erwiderte freundlich und freudig die Begrüßung Felsers. Sie war in der Tat ein hübsches Mädchen geworden, schlank und entwickelt fast über ihr Alter; das Gesicht war nicht eben hervorragend schön, aber frisch und klug, und es lag über ihrem Wesen ein Hauch blütenhafter Anmut und Unschuld, der den Dichter nach so viel Bekanntschaften mit einer überfeinerten, bewußt und berechnend auftretenden Weiblichkeit ganz seltsam anzog.

Während sie plauderten, war der Wirt in seine trübselige Stimmung zurückgesunken. „Ja, sehen Sie, so geht es", klagte er. „Die Kinder wachsen schön heran, aber was man gern auch anwachsen sähe, um es ihnen als sicheres Erbteil zu hinterlassen, das geht ein. Wenn es so weiter verkümmert mit der Wirtschaft . . ."

Er brach ab und griff nach dem Glase.

„Aber, Vater, es ist doch noch nicht so schlimm!" sagte das Mädchen. „Sehen Sie, Herr Doktor, der Vater schaut das alles zu schwarz an. Sie kommen ja aus der großen Welt zu uns, sind jetzt so berühmt und haben uns doch nicht vergessen. Nicht wahr, es wird doch nicht so schlimm sein?"

Sie hatte die Hände gefaltet und sah den Dichter mit einem flehend zutraulichen Kinderblick an. Die weißblonden Löckchen über ihrer Stirn flimmerten im Sonnenschein. Wieder fuhr dem Dichter der Name durch den Sinn, mit dem er sie einst zu necken liebte: „Die Silberdistel!"

Und sogleich verband sich mit dem Namen in seiner rastlos tätigen Phantasie ein wunderlicher Einfall künstlerischen Übermutes.

„Nein“, rief er lustig, „es ist nicht so schlimm. Sie haben nur ein wenig die Verbindung mit der Welt draußen verloren, Herr Wirt. Der Draht ist durchgeschnitten, wissen Sie. Den müssen wir wieder anknüpfen. Und da kann ich Ihnen, glaub' ich, helfen. Wissen Sie noch, wie wir vor drei Jahren hier unser Gewerbe verglichen? Es stimmt noch alles, nur der Zuspruch hat sich jetzt auf meine Seite verschoben. Jetzt kommen die Gäste zu mir. Lassen Sie sehen, ob ich es nicht fertig bringe, sie auch zu Ihnen zu schicken!“

„Wie wollen Sie das aber machen?“ fragte der Wirt.

„Das ist mein Geheimnis“, antwortete Felser lachend. „Einstweilen richten Sie mir, bitte, mein altes Quartier wieder ein, Fräulein Silberdistel — Fräulein Annchen, wollt' ich sagen. Acht Tage bleib' ich hier. Und einiges Papier werden Sie mir wohl leihen müssen — denn ich möcht' am liebsten auf Ihrem Papier schreiben. Und Sie, Herr Wirt, richten Sie sich ein, daß Sie zum nächsten Sommer genug von dem Wein da im Keller haben!“

„Ach Gott“, seufzte der Wirt, „den hab' ich. Wer trinkt auch bei mir noch Niersteiner?“

III.

Man erinnert sich doch noch der Novelle „Silberdistel“ von Wilhelm Felser? Mit welcher Spannung sie nach der ersten Anzeige des Verlegers erwartet, mit welchem Beifall sie aufgenommen und allein in den vier Wochen vor Weih-

nachten in fünfzehn-, ja sechszehntausend Exemplaren gekauft wurde? Es ist freilich schon sieben Jahre her, und sieben Jahre sind eine lange Zeit. Aber das Gemüt des Deutschen ist treu und tief; wenn der erste Rausch der Begeisterung lange verflogen ist, denkt er doch noch mit inniger Wehmut an ein Buch, für welches er einmal drei Mark bezahlt hat, und es tut ihm wohl, zu erfahren, daß das Buch wirklich so viel wert war. Denn es war eine sehr hübsche Erzählung, frisch und geistvoll geschrieben, anschaulich und fesselnd. Die eigentliche Handlung, eine einfache und rührende Herzensgeschichte, mit tadellos glücklichem Ausgang, hatte zum Hintergrunde das figuren- und farbenreiche Leben eines kleinen Hofes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und stimmte hierdurch aufs Vorteilhafteste zu der eben wieder aufgekommenen Liebhaberei für Möbel und Kleidungsschnitt im Rokokostil. Mitunter aber trat mit einer gewissen anmutigen Nachlässigkeit der Autor selbst aus den Kulissen hervor, um mit Empfindung und Humor die schöne Gegend zu preisen, wo, wie es im Vorwort hieß, „diese anspruchslose Geschichte sich zugetragen hat, und wo sie mir, unter dem gastlichen Dache der uralten Taverne zur kaiserlichen Post in Günthershagen, ganz von selber wieder lebendig ward."

In hohem Maße weckten diese Anspielungen die Neugier der Leser und Leserinnen. Verschiedene Zeitschriften sahen sich veranlaßt, auf zahlreiche Anfragen aus dem Publikum mit Notizen zu antworten, zu denen sie sich selber erst bei dem Dichter Auskunft holen mußten. Eine große Zeitung veröffentlichte bald darauf den Bericht eines ihrer Redakteure über „einen Besuch bei Wilhelm Felser". Der berühmte Dichter war sehr liebenswürdig gewesen, er hatte dem Ausforscher alles mögliche gezeigt: seinen Stammbaum, sein Tintenfaß, seinen Taufschein, den Titel seines

neuen Schauspiels und das erste Manuskript seiner ältesten Novelle. Ganz besonders ausführlich aber hatte er sich über Günthershagen ausgesprochen, „diese unvergleichliche Sommerfrische, die gottlob der großen Welt noch ganz unbekannt ist, und wo man infolgedessen sich noch gründlich, ungestört und — billig erholen kann.“

Die große Welt ließ es sich gesagt sein. Anfangs des nächsten Sommers erhielt Felser eine Sendung aus Günthershagen: einen Korb Niersteiner mit einem Dankbrief von Annchen. „Sie haben uns ja mit einem Male ganz berühmt gemacht. Vater wollte Ihnen selbst schreiben, aber er kommt nicht dazu; das Haus ist seit Wochen immer voll bis auf die letzte Bodenkammer. Alle wollen sie die Stellen sehen, wo der Herzog den Wilddieb traf, wo die schöne Walpurgis ihm den Strauß Silberdisteln brachte, und wo er sie dann später selbst mit dem Wilddieb verlobte und ihn zum Förster machte. Wir haben uns das Buch anschaffen müssen, damit wir doch wissen, wie es eigentlich war. Ach, lieber Herr Doktor, wie schön das Buch ist, und wie dankbar wir Ihnen sind! Nicht wahr, die Verlobung war doch unter der großen Buche am Geißenberg, links vom Wege hinter der Bank? Wir haben den Spitz da begraben: er ist nämlich tot. Es ist nur schade, daß die Raupen heuer so arg auf dem Baume sind.“ Felser dankte für den Wein, erkannte die Buche als Baum der Verlobung an, sprach sein Beileid zum Tode des Spitzes aus und wünschte Glück zur Menge der hauptstädtischen Gäste. Es folgten noch etliche Briefe, die er in guter Laune sogleich beantwortete. Den vierten erhielt er kurz vor Anfang der Wintersaison, inmitten der aufregenden Vorbereitungen zur Aufführung eines neuen Schauspiels; er las ihn flüchtig, schob die Antwort auf gelegenere Zeit auf, und sie blieb aufgeschoben.

Einige Jahre vergingen. Wilhelm Felsers Stern strahlte noch recht hell am Schriftstellerhimmel, aber von der Menge seiner verzückten Bewunderer löſten sich schon überall kritisch gestimmte Sternforscher ab, die mit sehr aufmerksamen Augen seine Trübungen und Schwankungen feststellten und andere, vollkommenere Lichter neben ihm aufgehen sahen. Er fühlte es selbst, daß er nicht mehr so aus dem Ursprünglichen schuf wie vordem; der Erfolg, und nach dem Erfolg die Anzweiflung hatten sein Empfinden gereizt und überspannt, es gab Stunden und Tage, wo er das ganze Literaturtreiben verwünschte. In einer solchen Stimmung fiel ihm das kleine Päckchen Briefe mit der schulmäßigen, fast noch kinderhaften Mädchenhand in die Finger; das friedlich anspruchslose Bild des altväterischen Landgasthauses trat wieder vor seine ermüdete Seele, er empfand eine wunderliche Sehnsucht nach der hübschen schlanken Gestalt mit den Silberlöckchen und den Kinderaugen, und früh am andern Tage saß er auf der Bahn, mit einer Fahrkarte nach der Station „Heimersdorf-Günthershagen", wie sie neuerdings hieß.

Vor dem Bahnhof hielt ein schön lackierter Wagen mit der goldenen Aufschrift: „Kurhotel zur Post Günthershagen"; ein gallonierter Schaffner und zwei Gepäckträger umzingelten den überraschten Dichter. Mit Mühe erwehrte er sich ihrer und schritt zu Fuß auf der wohlbekannten Landstraße fürbaß. Sie war so staubig wie vordem; abseits aber lockten zahlreiche Fußpfade mit zierlichen Wegweisern in schönere Gefilde: „zur Kaiserhöhe", „zum Hirschensprung", „zur Walpurgis-Buche", und auf einem, schon nahe am Ort, stand: „Eingang zur Günthershagener Schweiz, bis zum Gipfel 0,3 Kilometer". Auch andere Zeichen einer von höherer Kultur verklärten Natur fehlten nicht; am Eingange der Günthershagener Schweiz saß „ein

armer blinder Bergmann", der einem altersschwachen Leierkasten verzweiflungsvolle Sterbeklänge entlockte, verschiedene Kinder in bunten Läppchen boten dem Wanderer frische Eichenkränze und Sterne aus Silberdisteln feil, und ein Mann in einer Leinenbude, mit schwarzen, langen Künstlerlocken, drohte, ihn für fünfzig Pfennig zu photographieren.

Das alte Gasthaus war wunderbarerweise noch ziemlich unverändert bis auf die Aufschrift; sie lautete jetzt „Dépendence". Jenseits des Gartens aber, der ein Goldfischbassin mit Springbrunnen und Wurfkugeln aufwies, erhob sich ein nagelneuer zweistöckiger Bau in glasierten Ziegeln mit Balkonen und Glashallen; auf dem Dach eine wehende Fahne mit der Aufschrift: „Kurhotel zur Post". Schwalbenschwänzige Kellner und Diener in Livreeröcken eilten geschäftig hin und her. In der im Renaissancestil gehaltenen Vorhalle stand der alte Wirt im tadellosen Frack und verabschiedete sich von einem langen, steifen Herrn in grauem Reisekostüm mit einem Bückling, den ihm Wilhelm Felser in seinen kühnsten Dichterträumen nicht zugetraut hätte.

Angesichts dieses größten Wunders überkam es den Dichter wie Gespenstergrauen, seine Kniee zitterten, und er wollte sich furchtsam zurückziehen. Aber bereits hatte ihn der Wirt erkannt und eilte herab, um ihn herzlich zu begrüßen. „Welche Freude, mein lieber Herr Doktor! Nicht wahr, hier hat sich einiges geändert? Ei ja, man muß mit der Zeit fortschreiten!"

„Das scheint", erwiderte der Dichter mit matter Stimme. „Wie hat sich denn Ihre Tochter darein gefunden?"

„O, meine Tochter?" antwortete der Wirt; „danke, es geht ihr ausgezeichnet. Sie wird sich gewiß sehr freuen — wenn ich nicht irre, höre ich sie eben im Musiksalon — sie musiziert mit der Frau Kommerzienrat . . ."

Ein auffallend falsches Klavierspiel machte sich aus einem Fenster bemerkbar. Der Wirt geleitete den Dichter zur Quelle dieser Mißtöne, die eine Dame von großem Umfang in geschmackloser Kleidung einem zu besseren Zwecken bestimmten Blüthner-Flügel entlockte. Neben dem Klavier stand, aufmerksam lauschend, eine jüngere Dame. „Hier, Anna, mein Herz, bringe ich dir einen werten Bekannten", sagte der Wirt. Die Dame betrachtete Felser einen Augenblick, dann streckte sie ihm mit einer sehr gefälligen Gebärde des Wiedererkennens die mit drei Ringen geschmückte Rechte hin: „Ah, welche Freude! Unser berühmter Dichter! Gestatten Sie, Frau Kommerzienrat Wolff, daß ich Sie mit Herrn Doktor Felser bekannt mache, — den Sie ja schon aus seinen Werken kennen!"

„Bewundere — nicht kenne!" verbesserte die Frau Kommerzienrat mit schmachtender Stimme und himmelndem Augenaufschlag.

Dem Dichter ward es schwer, ein Wort zur Erwiderung auf die plumpe Schmeichelei zu finden. Es war ihm, als müßte hinter der jungen Dame irgendwo Annchen stecken und gleich hervortreten; aber sie war es wirklich selber. Voller war sie geworden, ihre Formen traten in dem modischen Kleide mit diskretem Ausschnitt und halblangen Ärmeln sogar vorteilhaft hervor, Sprache und Bewegungen waren entschieden städtisch — sie war jetzt von der sorgfältigen Coiffure bis zum nachschleppenden Saum des Kleides äußerlich ganz wie eine von den tausend und etlichen Damen, die er in Salons, Hotels und Ballsälen schon gesehen und vergessen hatte.

Während er sich diese Beobachtung heimlich, unter gleichgültigem Geplauder, immer wiederholte, hatte der Wirt einen jungen Herrn in Frack und weißer Halsbinde herbeigeholt. „Ah, Alfred — wie schön, daß du kommst",

rief die ehemalige Silberdistel zierlich lächelnd, „gestatten Sie, Herr Doktor Felser? — mein teurer Gatte, Alfred Müller — Kompagnon meines Vaters."

„Sehr angenehm!" sagte Felser. Es war ihm vollkommen ernst. Denn indem er den jungen Herrn mit dem sorgfältig gekräuselten schwarzen Lockenhaar und Schnurrbärtchen, mit den Lackstiefeln eines Tanzlehrers und den Gebärden eines ersten Liebhabers von einem Theater vierten Ranges betrachtete, empfand er deutlich, daß die beiden zusammenpaßten.

Er war nun ziemlich gefaßt auf alles, was ihm noch bevorstehen mochte. Bei der Mittagstafel hatte man ihm einen Ehrenplatz zwischen den beiden vornehmsten Kurgästen angewiesen. Der steife Herr im grauen Anzug, ein pensionierter brasilianischer Truppen-Instrukteur deutscher Abkunft, sprach nur von seinem Leberleiden, die Frau Kommerzienrat schwärmte von Poesie und aß dazu unmäßig. Nach der Tafel ersah sie sich die Gelegenheit, als Felser auf der Veranda seine Zigarre rauchte, sich ihm mit einem Buche in der Hand zu nähern; ihr Mädchen trug ihr Klappstuhl und Sonnenschirm nach. „Ihr neuester Roman, Herr Doktor!" flötete sie; „ich nehme ihn mit in den Wald. Ach, solche Poesie kann man nur im Freien genießen!" Das Mädchen ließ den Sonnenschirm fallen, die Frau Kommerzienrat wandte sich um und warf ihr einige heftige Scheltworte zu. Dabei klappte sich das Buch zwischen ihren Fingern auf, Felser las den Titel. Es war eine Übersetzung von Zolas „Nana", mit dem talergroßen Stempel einer Leihbibliothek auf dem Deckel. Ohne Zorn blickte Felser der für Poesie und Natur schwärmenden Dame nach. Es war ihm für den Augenblick alles gleich, wenn er nur mit seinen Eindrücken allein war. Aber bald darauf be-

trat Frau Müller mit ihrem Gatten die Veranda und setzte sich zu ihm.

„Die Anlagen gefallen Ihnen also, hochverehrter Herr Doktor?“ sagte Herr Alfred Müller. „Das ist eine hohe Anerkennung für uns. Sie haben ja das Etablissement nebst umgebender Natur früher gekannt und können am besten ermessen, was wir daraus gemacht haben. Und Sie haben ja den Anstoß zu diesem Aufschwung gegeben! Ich selbst war einer der ersten, die durch Ihr köstliches Buch hierher geführt wurden. Wissen Sie, ich habe immer für Poesie viel übrig gehabt — ich habe — hm — ich habe selbst früher darin einiges geleistet, Gelegenheitspoesie, wissen Sie, für unsern kaufmännischen Klub — ich gehörte nämlich damals noch der Manufakturbranche an — aber mein Vater ist selbst Hotelier, und der Blick für so etwas vererbt sich, wenn ich so sagen darf ... Ich lernte diese Gegend kennen, ich sah sie sozusagen mit den Augen des Dichters und sah, daß sich daraus wirklich etwas machen ließe ... Nun, und unsere Herzen fanden sich ... Amor umschlang uns mit Hymnens Banden, wie der Dichter so schön sagt, meine Braut ging noch ein Jahr zu meinen Eltern zur höheren Ausbildung, dann heirateten wir — und voilà tout!“

Herr Alfred Müller lehnte sich zierlich zurück und blickte seine Frau an, sichtlich in seiner Schlußwendung schwelgend. Sie nickte ihm zärtlich zu, dann wandte sie sich an den Dichter und sagte: „Ach ja, nicht wahr, Herr Doktor, die Natur ist doch etwas Schönes! Ich habe Sie oft im stillen beneidet, daß Sie das alles so bequem genießen können, um es dann in der stillen Dichterklause zu bearbeiten. Wie manche liebe Erinnerung läßt sich da verwerten! Man schmeichelt mir zuweilen, als ob ich eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihrer Silberdistel, der schönen Wal-

purgis, habe, und es ist ja wahr, daß Sie mich früher, in meiner Kindheit, zuweilen so zu nennen beliebten. Sollten Sie denn in der Tat dabei an mich gedacht haben?“

Sie hatte den vollen weißen Arm, den nichts als ein unmäßig breites Armband entstellte, auf den Tisch aufgestützt, lehnte das Kinn leicht auf die Hand und blickte mit einem seelenvollen Lächeln zu dem Dichter hinüber. Es sah genau aus, als ob sie in dieser Stellung photographiert zu werden wünsche.

Wilhelm Felser erhob sich. „O, meine Gnädige, die Phantasie ist etwas Merkwürdiges!“ sagte er.

„Ach ja“, seufzte sie, ein wenig enttäuscht, und stand auch auf. „Also Sie wollen uns wirklich heute schon wieder verlassen?“

„Leider“, erwiderte er. „Und wie ich eben sehe, muß ich mich sogleich aufmachen. Leben Sie wohl, meine Gnädige — adieu, Herr Müller — bitte mich dem Herrn Vater zu empfehlen. Es wird mir unvergeßlich sein!“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Herr Alfred Müller. „Wir haben etwas aus der Gegend gemacht. Aber Sie haben doch den Anstoß gegeben — mit Ihrer Silberdistel!“



H. Kurz



Prachtausg

In

J. Scherr

Heima

der d

wei

Beurt

Hauffs

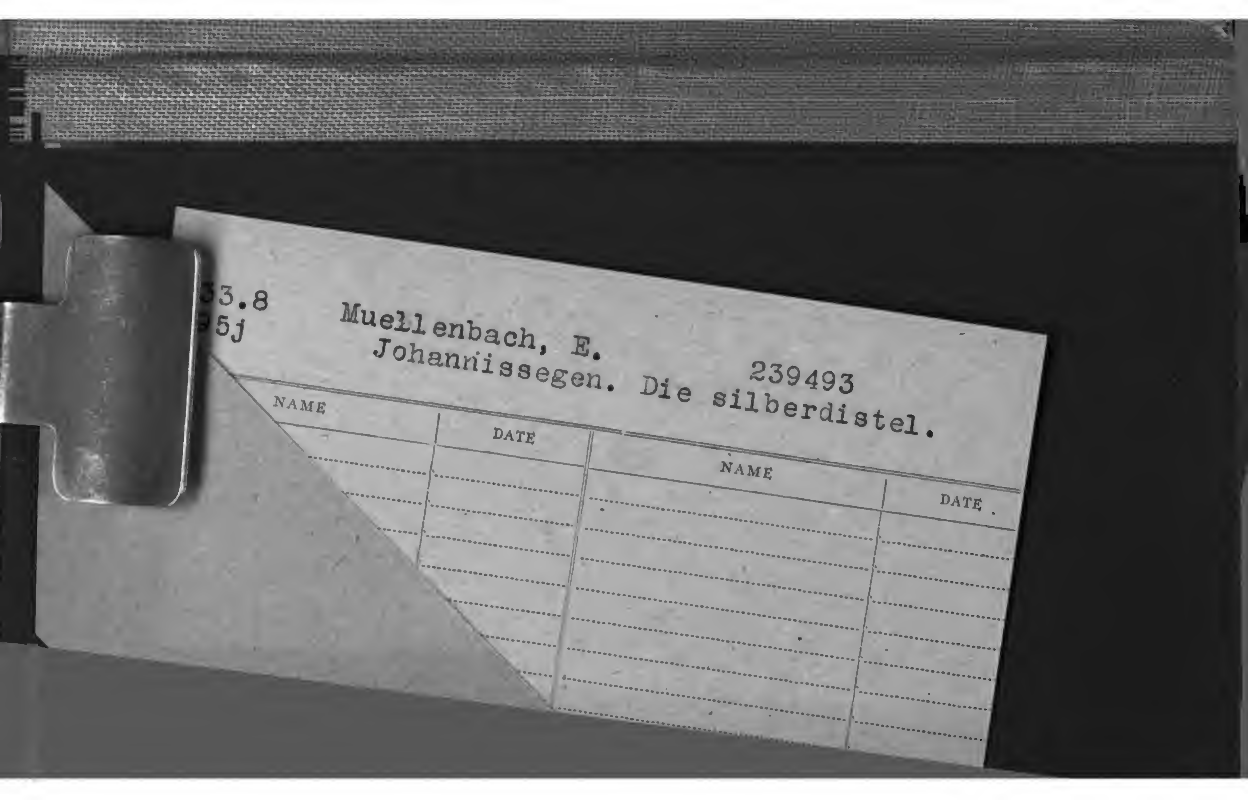
Wurde

dessen Muste

Schön

Franckh

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.


33.8
95j
Muellenbach, E.
239493
Johannissegen. Die silberdistel.
NAME
DATE
NAME
DATE

